

Die Hexe im Erlengrunde

Von Jakob Schopman

Hinter dem Walde vom Brühl war die Mondscheibe aufgestiegen, rotgelb und funkelnd, und so groß wie der blühende runde Schild eines Ritters. Eleonore stand im Turmzimmer der Wasserburg. Sie hatte den Balken des Erkerfensters zurückgeschlagen und die bunten Büßenscheiben weit geöffnet. Ihr Blick schweifte über die träumende Stadt, die zu ihren Füßen lag. Silber glänzten die Schieferdächer im Mondlicht, das in fatter Fülle durch das bewegliche Laub der Bäume auf sie zuströmte. Leise zitterte das Haar der Birken im Winde. Auf den hohen Festungsmauern wandelten die Schildwachen wie stumme Schatten.

Die Herzogin konnte am heutigen Abend keine Ruhe finden. Sonst lag sie längst um diese Stunde auf ihrem harten Lager, das sie sich selbst herrichtete ohne die hilfreiche Hand einer Dienerin. Aus freiwilligem Verzicht auf den Glanz und die Bequemlichkeit des Lebens führte sie seit Jahren ein stilles und zurückgezogenes Dasein in der Einsamkeit ihrer Gemächer. Unter ihrem schlichten Kleid trug sie ein härenes Bußgewand. Niemand kümmerte sich mehr um sie. Der Gram über ihre ungehorsamen und herrschfüchtigen Söhne fraß sich in ihr Herz hinein, tiefer und immer tiefer, und wühlte und bohrte darin herum bei Tag und bei Nacht.

Sie stand allein auf der Welt. Selbst ihr Bruder Eduard, weiland König von England, hatte für ihre Bitten ein taubes Ohr. Als er seinen Weg durch das Herzogtum Geldern nahm, um in Deutschland Bundesgenossen zum Kriege gegen Frankreich zu werben, vergaß er sogar, auf der Wasserburg abzustiegen. Ihn gelüstete nur nach Ruhm und Ehre. Für ihn galt der Titel eines Vicarius des Deutschen Reiches, womit der deutsche Kaiser ihn bekleidet hatte, weit mehr als die Liebe seiner Schwester. Mochte sie verkümmern. Was ging es ihn an. Er kannte sie ja kaum. Vor mehr denn zwanzig Jahren hatte sie das Königsschloß in England verlassen, um Herzog Reinald dem Schwarzen zum Traualtar zu folgen. Seit dieser Stunde hatte Eduard seine Schwester nie wiedergesehen.

Sie war die Geächtete, die Ausgestoßene, die Ausfällige. Wenn sie sich auch auf dem Herzogsfeste in Nymegen von dem Makel befreit hatte, so blieb ihr von der bössartigen Verleumdung doch immer etwas anhaften im Glauben des Volkes.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust Eleonorens. All die Jahre hat sie auf die Wiederkehr ihres alten Freundes gehofft. Aber Henricus van Heuvel blieb verschollen. Oft hatte sie wie heute in die stille Nacht hineingelauscht, ob nicht leise Schritte auf dem knisternden Laub zu vernehmen waren und eine Stimme an ihr Ohr schlug: »Leonore, ich bin wieder da!« Aber nein! Die Alte im Erlengrunde hat Recht gehabt. Henricus van Heuvel kehre nicht wieder. Wie eine Verfemte müsse sie einsam und ruhelos durchs Leben wandern und die Erfüllung ihres Fluches, den sie getan, Stück auf Stück erleben.

Eleonore erschrickt bei dem Gedanken. Sie wirft das Fenster zu und eilt die wurmstichigen Stiegen hinunter. Bei Nacht sieht ja niemand, daß sie zur Wahrfagerin geht. Es gehen zwar viele zu dem huzzeligen Weibchen und holen sich Rat. Gewiß! Aber eine Herzogin von Geldern will nicht gesehen werden, wenn der Erzbischof von Köln den Besuch bei den Wahrfagerinnen als unchristlich verworfen hat.

Der Erlengrund ist nicht weit. Eleonore bleibt im Schatten einer Birkengruppe stehen. In der niedrigen Lehmhütte flimmert ein Kienspan. Sie hört Stimmen. Ein kurzes Gekicher. Die Tür kreischt in den vorrosteten Angeln. Dann tritt ein Mann heraus und verschwindet im Dunkel der Nacht. Auch einer, der von der Alten die Zukunft erfahren will und der ebenfalls die Stunden der Nacht dazu benutzt, um nicht gesehen zu werden.

Eleonore macht verwunderte Augen. »Ich habe dich doch gekannt, du einsamer Nachtwandler!« denkt sie. »Daß auch ein tapferer Rittermann abergläubisch ist, habe ich nicht gemußt!«

Sie lauscht eine Weile. Dann hucht sie hinein und drückt der Alten die schmutzige Hand.

Die streicht sich die weißen Haarsträhnen aus der Stirn und blickt die späte Befucherin aus ihren wässerigen, glanzlosen Augen an. Da sie Eleonore nicht gleich erkennt, führt sie dieselbe ans Licht.

Da freut sie sich, die gute Frau Herzogin wiederzusehen und rückt ihr einen Schemel zurecht.

Indem Eleonore Platz nimmt, fragt sie die Alte mit prüfendem Blick. »Kam Herr Baers von Baersdonk öfter zu dir, Mütterchen?«

Da kichert die Alte vergnügt und tätschelt der Herzogin die Backe: »Sie kommen alle, alle, und ein jeder will es vor dem andern nicht wissen, daß er kommt. Aber sie kommen doch, wenn auch manchmal verumumt in tiefster Nacht. Auch deine Söhne waren schon hier, der junge Herr Eduard und der junge Herr Reinald. An dem einen Tage der eine und an dem andern Tage der andere. Beide wollten ihre Zukunft wissen, das Schicksal ihres Lebens erfahren. Von mir, hi, hi, hi! Von mir, der Hexe vom Erlengrunde!«

Die Alte humpelt auf ihrem Stock zum Kamin, stochert in die Glut und wirft ein neues Scheit auf das Feuer. Gespenstlich flackert der Schein auf der schwarzgeräucherten Lehmwand.

Eleonore ist über die Worte der Wahrfagerin derart bestürzt, daß sie nichts mehr zu sagen weiß. Hier also holen sich ihre Söhne Rat! Aber den Weg zum Mutterherzen finden sie nicht mehr. Die Partei der Heckeren hat den einen, und die Partei der Bronkhorsten hat den anderen in ihren Klauen. Blutiger Bürgerkrieg, maßloser Bruderhaß! Wie wird das ein Ende nehmen!

Die Alte hockt vor dem Feuer und spuckt zuweilen in die Glut, während sie hin- und wieder zur Herzogin hinüberschießt.

Nach einer Weile fragt Eleonore: »Und was habt Ihr ihnen gesagt, Mütterchen, was habt Ihr ihnen gesagt?«

»O, ich hab's ihnen schon richtig gesagt, Frau Herzogin. Ich hab's ja gehört aus dem Raufchen der Blätter, dem Säufeln des Windes und dem Krächzen der Raben, ich hab's ja gesehen aus dem Flackern des Lichtes, dem Wuchs der Blumen und dem Flug der Vögel. Ja, ja, und vor allem hab ich's gelesen aus dem Glanz ihrer Augen und den Linien ihrer Hand.«

»Gut, gut, liebe Frau, das mag schon alles stimmen. Aber was Ihr ihnen gesagt habt, diesen meinen beiden Söhnen, das müßt Ihr mir sagen, hört Ihr? Das muß ich wissen, Mütterchen, ich muß es wissen.«

»Hi, hi! Das weiß ich selber nicht mehr. Der Wind ist verraucht, das Licht ist verlöscht. Die Vögel sind fort und die Blumen verblüht. Ich behalte nichts in meiner Erinnerung; denn es sind deren so viele, die zu mir kommen.«

»So sagt mir, wie die Zukunft unseres Landes sein wird. Wird der Parteizwist ein Ende nehmen und damit der Wohlstand für unser Gelderland zurückkehren? Wißt Ihr, ob der Himmel meinen Fluch vergessen hat, den ich in nächstlicher Stunde aussprach?«

Die Alte blickt mit verglasten Augen in die Glut und hebt ihre knöchernen Hand empor, indem sie ihren zahnlosen Mund aufstößt und die Worte spricht: »Vergessen wird nichts. Es ist alles abgewogen nach ewigen Gesetzen. Ich sehe zwei züngelnde Flammen, die sich wieder umfassen und erneut auflodern, bis sie einander verzehren und in nichts zusammensinken. Die eine Flamme ist dein Sohn Eduard, und die andere Flamme dein Sohn Reinald. Mit ihnen stürzt das einst so stolze Geschlecht in Trümmer, weil der Fluch einer Mutter das Fundament unterwühlte.«

Eleonore stößt einen furchtbaren Schrei aus. Sie faßt die Alte an die Schulter und rüttelt sie: »Du lügst, weiße Frau vom Erlengrunde, du lügst! Nein, nein, so darf es nicht kommen. Es ist alles nicht wahr, was du sagst. Du bist nicht allwissend. Du hast dich geirrt. Schau

noch einmal in die Glut, schau tiefer hinein. Dort tanzt noch eine Flamme, und hier und dort. Schau, schau und lies etwas anderes daraus; denn so darf es nicht kommen, so nicht!«

»Ob es darf oder nicht, es kommt! Die Hexe vom Erlengrunde kann nicht lügen. Manch einer kam mit großen Hoffnungen zu mir. Und mit gebeugtem Nacken verließ er wieder diese Hütte. O, ich sehe noch mehr, viel mehr. Weit aus der Ferne kriecht es heran. Auf genuesslichen Schiffen wird es aus dem Morgenlande hergetragen, das Gespenst, das furchtbare Gespenst: d e r s c h w a r z e T o d. Mit brennender Fackel und klirrender Sense wird er feinen Siegeszug durch ganz Europa nehmen und furchtbare Mahd halten. Sein Gifthauch wird alle Lande durchströmen. Die Menschen werden an der Pest sterben wie die Ähren auf dem Felde. Darum schreit es in alle Welt hinaus, Herzogin, daß alle Menschen es hören. Sie sollen auf die Knie fallen und den Himmel um Erbarmen anflehen, sie sollen Bußgewänder anziehen und Äsche auf ihr Haupt streuen; denn das Ende der Welt ist nahe!«

Eleonore hört nicht mehr, was die Älte prophezeit. Sie hat beide Hände vor die Ohren gedrückt und ist zur Tür hinausgelaufen.

Aus dem kulturgeschichtlichen Heimatroman „Fluch über Gelderland“ im Verlage L. N. Schaffrath, Geldern. Zeit der Handlung: Vierzehntes Jahrhundert.

Niederrheinische Weihnachtszeit

Von Erich Bockemühl

»Nikolaus« und Neujahr - und dazugehörend auch Groß-Neujahr, der Tag der Heiligen drei Könige - waren am Niederrhein seit je die eigentlichen Feierzeiten des mittwinterlichen oder weihnachtlichen Festkreises. Weihnachten erlangt seine höhere Wertung und Bedeutung erst in der jüngeren und jüngsten Zeit. Zu »Nikolas« setzen die Kinder immer noch die Teller auf, die Schuhe, Klumpen oder ausgehöhlte Rüben. Hafer, Brot und Heu für den Schimmel durften nicht fehlen und fehlen auch heute nicht.

Zenterklos min Ömken,
Breg mi wat ent Klömpken,
Lot de Groten lopen,
Könn' sich eiges wat kopen . . .

Man findet diese Verschen in den verschiedensten Variationen, und vor allem hört man die letzte Zeile hier und da immer wieder anders: »Gew de Groten en Schopp ent Gatt« usw.

Nehelas es en hoejen Mann,
Trecth de lange Stevels an,
Geht domet no buiten (draußen),
Do legge drei Beschuite (Geschenke).

In der Mundart dieser Verse spürt man die Nähe Hollands, wie auch in dem folgenden, die sowohl diesseits wie jenseits der Grenze bekannt sind: